

Heimaterleben in der Dorfschule

Autor(en): **Walch, Ida**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **45 (1940-1941)**

Heft 2

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-314108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wir wollen nie vergessen, was uns Pestalozzi schon sagte, dass Heimatkunde in ihrem eigentlichen Sinne den künftigen Staatsbürger heranbilden muss. O. M.

Mein Heimatdorf — mein Heimattal. Heimatkunde der Landschaft. Ausstellung im Neubau des Pestalozzianums in Zürich, Beckenhofstrasse 31. Oeffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag von 10 bis 12 Uhr und von 14 bis 17 Uhr. Montag geschlossen. Eintritt frei.

Ds alt Heimetli

Bi na vilne, vilne Jahre
Wider i mys Dörfli cho,
Ha der Wäg dür d'Hoschtet ufe
Zersch zum alte Heimet gno.

Ds Gartehüsli isch verschwunde
Mit de Räbe grün und rot,
Und bim Schopf steit jetz e Brunne
Statt em heimelige Sod.

Dört der Hofhund a der Chetti
Luegt so sträng und stober dry,
's chunnt kei Bären meh cho z'springe,
Wo-n-echlei möcht gstrychlet sy.

Andri Lüt sy uf der Loube,
Keis luegt früntlech na mer hi.
O wie schmätzlech muess i's gspüre,
Dass i hie ne Frömdi bi!

Und so gange-n-i halt wider —
Muess na mängisch blybe stah,
's isch mer, ds Müeti heig mer gwunke,
's isch mer, ds Müeti lueg mer nah.

Lina Wüeterich-Muralt.

Heimaterleben in der Dorfschule

In einem Dorfe wie dem unsrigen erspriesst eigentlich aller fruchtbringende Unterricht aus dem starken, gemeinsamen Heimaterleben, das alle Kinder miteinbezieht.

Es ist abends nach neun Uhr. Ich sitze, umtobt von einem grandiosen Herbstgewitter, Aufsätze korrigierend am Tisch und lese die letzten Ergüsse meiner 23 Drittklässler über « Brigitte », « Babette », « Fräulein Beisteufel » und was der schönen Benennungen mehr sind, durch. Auf ihren Gängen durch Wald und Flur sind die Kinder in letzter Zeit etwa vom Traubenhänsel, genannt Traubenhänsel, erschreckt worden. Da fand ich es angebracht, in der Schule einmal eine recht originelle Vogelscheuche herzustellen und über dieses gelungene Werk von den Schülern in einem Aufsatz berichten zu lassen.

Nun fahnde ich im Stillen nach einem neuen Erlebnis, das die Kinder ebenso begeistern würde. Die Weinlese und was damit zusammenhängt, muss ich bis nach den Ferien aufsparen, wenn alles recht lebendig wirken

soll. Nachdenklich trete ich auf die Gartentreppe hinaus. Blitze zucken von allen Seiten, und die wuchtigen Donnerschläge dringen einem durch Mark und Bein.

Plötzlich ringt sich ein schauriger Ton durch das gewaltige Geschehen. Die Sturmglocke! Ich eile an den Gartenzaun, wo von der geteerten Landstrasse her schwere Schritte eilig laufender Männer vernehmbar sind. Im weissen Schein der Blitze sehe ich beim gegenüberliegenden Gemeindehaus einen elfjährigen Buben, der die Scheibe des Kästchens einschlägt, in welchem der Schlüssel zum Feuerwehrraum eingeschlossen ist. Er reisst ihn heraus, das Tor wird geöffnet, und im Scheine des angedrehten Lichtes sehe ich die Feuerwehreute hastig die Spritze und die übrigen Gerätschaften herausholen. Alles rennt der gedeckten Holzbrücke zu, die ins grössere Schwesterdorf hinüberführt.

Mein Schwager ist mitten unter ihnen, und der Junge aus seiner Familie, der in aller Eile aus den Federn gesprungen ist, will ihm nach. «Wart, ich komme mit!» rufe ich, denn ich weiss, dass das Bürschchen überall mithelfen will, und das könnte ihm diesmal schlecht bekommen. Der Himmel hinter den Häusern ist brandrot, und das ganze Dorf ist auf den Beinen. Gr-Andelfingen ist ein altes Städtchen; der Kern desselben ist sich durch all die Jahrhunderte hindurch treu geblieben. Die Häuser stehen eng gedrängt, alle in einer Reihe. Dort eben soll der Brand ausgebrochen sein. Die Flammen steigen lichterloh empor und beleuchten geisterhaft die hochgelegene Kirche, die über der Strasse steht. Die Feuerwehr spritzt nach Kräften; hart tönt in dem Tumult die laute Befehlsstimme eines Kollegen, der den Feuerwehrkommandanten versieht. Ich sehe dem grausigen Schauspiel etwa eine halbe Stunde zu, dann treibe ich bei meinem jungen Begleiter zum Aufbruch.

Nun bin ich nicht verlegen um künftigen Arbeitsstoff. Der nächste Schulumorgen freilich kann nicht einer gemäss Stundenplan sein. Darum habe ich einen Teil meiner Altertümer in die Schule gebracht. Nachdem die Schüler mich reichlich über alles nächtliche Geschehen unterrichtet haben, erzähle ich ihnen nun, was mein Feuerkübel aus dem Jahre 1648 und mein wohl ebenso bejahrtes Windlicht alles erlebt haben.

Ich berichte: Da die Häuser in dem ehemaligen Städtchen Andelfingen alle so nahe beieinander standen, wie ihr es heute noch an der Strehlgasse seht, gab es von Zeit zu Zeit grosse Feuersbrünste, um so mehr, als in früheren Jahrhunderten die Riegelhäuser noch mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren. Einmal sind in einer einzigen Nacht 29 Häuser abgebrannt. Schuld daran war auch, dass die Löscheinrichtungen noch nicht so vollkommen waren wie heutzutage.

Jede Gemeinde musste damals mit einem Spritzenhäuschen und einem Feuerweiher versehen sein. Im Spritzenhäuschen befanden sich viele Feuerkübel, Schläuche, Hakenleitern, Feuerhaken und Windlichter. In jedem Dorfteil war ein zuverlässiger Mann mit einem Feuerhorn versehen. Die Feuerreiter und ihre Pferde waren auch zum voraus bestimmt. Brach ein Brand aus, so wurde das Feuerhorn geblasen, und die Sturmglocke ertönte. Die Feuerreiter galoppierten in die umliegenden Dörfer, um dort zur Hilfe aufzurufen. Die Dorfleute rannten mit den Feuerkübeln zum Feuerweiher. Die Feuerwehr fuhr mit der Spritze und den Schläuchen auf die Brandstätte. Geschah es in der Nacht, so wurden die Windlichter auf die Spritze

gesteckt und angezündet. Sie wanderten wie rote Feuerkugeln durch das Dunkel. Vom Brandplatz bis zum Feuerweiher war unterdessen eine doppelte Kette von Frauen, jungen Burschen und Mädchen gebildet worden. Diese tauchten die Feuerkübel ins Wasser und liessen sie von Hand zu Hand wandern, bis sie an der Spritze angelangt waren. Dort hinein wurde das Wasser geleert und in die Flammen gespritzt. Leer wanderten die Kübel auf dem hintern Teil der Kette zurück zum Weiher, wo sie weiterhin gefüllt wurden. (Wir führen die Arbeit mit der Doppelkette vor.) Da auf der schwungvollen Wanderung durch die vielen Hände ein grosser Teil des Wassers verschüttet wurde, floss manchmal der Wasserstrahl nur dünn in die Flammen. Trotzdem inzwischen noch andere Gemeinden mit Feuerwehr und Löschgerätschaften zu Hilfe gekommen waren, brannte das Haus meistens bis auf den Grund nieder. Das war ein grosses Unglück für die Familie, die davon betroffen worden war. Sie war dadurch um Hab und Gut gekommen, denn es gab damals noch keine Feuerversicherung.

Den Löschmannschaften wurde nun neben dem Brandplatz eine Stärkung von Wein und Brot gereicht. Der Herr Pfarrer liess einen Tisch vor die Leute stellen. Er tröstete die weinende Familie, die innert so kurzer Zeit um Hab und Gut gekommen war. Er verhiess ihr die Hilfe der Gemeinde zum Bau eines neuen Hauses. Das Holz werde umsonst aus den grossen Waldungen gespendet, und die Männer des Gemeindegewerkes hätten im Sinn, beim Bau tatkräftig mitzuhelfen. Er versprach auch, an die Regierung der Stadt Zürich eine Bittschrift zu senden, damit in den Kirchen zu einer Sammlung aufgefordert werde. Kleider und Hausrat würden sicher hernach zur Genüge eintreffen. Dann dankte er den Löschmannschaften für ihre uneigennützigte Hilfe. Vergass er einmal eine Gemeinde, so trug sie es ihm sein Leben lang nach. Da viele der Gemeinden einen alten Groll gegeneinander hegten, trugen sie diesen manchmal auf dem Brandplatz gegeneinander aus. Vom Wein erhitzt stichelten sie gegeneinander, ja, es entstanden sogar Schlägereien, die von der Behörde (Landvogt, Untervogt) geschlichtet werden mussten. Endlich suchte man seine Feuerkübel (Name, Wappen und Nummern nötig) sowie die andern Geräte zusammen und zog heimwärts. Auf dem Brandplatze blieb nur noch die Feuerwehr der eigenen Gemeinde zurück. Sie riss mit den Feuerhaken die ausgebrannten Mauern um. Dann umhegte sie die Brandstätte mit Seilen und pflanzte die Windlichter in regelmässigen Abständen auf. Die ganze Nacht blieb sie als Wache zurück.

Wie ihr euch jetzt immer fragt: Wie ist nur dieser Brand entstanden, so wurde auch in früherer Zeit streng nachgeforscht. Fand sich ein Brandstifter, so wurde er hart bestraft, hatte er doch über eine unschuldige Familie Armut und Elend gebracht. Gestand er nicht, so folterte man ihn grausam. War seine Schuld erwiesen, dann wurde er mit dem Tode bestraft. Es wurde ein Scheiterhaufen errichtet, und dem Schuldigen ein Pulversäcklein an die Hand gebunden, mit der er das Haus angezündet hatte. Manchmal hieb man ihm auch die Hand mit dem Schwerte ab. Dann wurde er an den Pfahl in der Mitte des Scheiterhaufens gebunden und musste elendiglich verbrennen. Trotzdem gab es immer wieder Leute, die der Versuchung nicht widerstehen konnten, ein Haus anzuzünden.

Die Aufsätze, die diesmal geschrieben wurden, unterrichteten mich noch über tausend Einzelheiten des Brandes, die mir entgangen waren. Im

Rechnen, Turnen, Singen und in der Sittenlehre wurde der Stoff gehörig ausgewertet. Wenn auch nicht alle so packend sind wie dieses, so bin ich doch nie verlegen an Erlebnissen, die uns in das Dorfleben eindringen lassen. Bald beschäftigen wir uns mit unserer abenteuerlichen Thur und ihren Freuden und Leiden, bald ist es unser altehrwürdiges Schloss, das uns in der vierten Klasse seine Geschichte und diejenige der Vorfahren der Kinder erzählt. Immer denke ich: Wenn mir nur mehr Zeit zur Verfügung stünde, und dasselbe wünsche ich allen meinen Kolleginnen, denn nichts scheint mir tödlicher in einer Schule als Langeweile. *Ida Walch.*

Worte zum Nachdenken

Mein Werk steht noch in der Welt und in den Ansichten der Welt ohne Boden und Fundament da — es steht dennoch, ohne dass ich weiss wie, in der Hand Gottes auf ewigen Felsen gegründet — Bilder strömen durch meine Seele — ich träume mir den endlichen Sieg der Liebe über das Schwert. *Heinrich Pestalozzi.*

AUS DER SCHULSTUBE

Räbenlichtlein

Die Tage sind schon merklich kürzer geworden, Buben und Mädchen benützen die frühen Abendstunden gerne zum Basteln, besonders wenn Eltern und grössere Geschwister an ihrem Schaffen Interesse zeigen oder, was noch schöner ist, willkommene Hilfe leisten. Drachen werden hergestellt, Laufrädchen geschnitten, Windhaspel gemacht. Mit Begeisterung verfertigen die Kinder Räbenlichter und führen ihre geschaffenen Werke mit freudigem Stolz am Räbenlichter-Umzug vor. Wie treffend sagt E. L.-W. im « Räbeliechtli » (« Sunnigi Juged », von R. Schoch, Verlag Sauerländer):

Isch es nüd e wahri Pracht
So e Liechterchette z'Nacht?
Wer si gseht für durre gah,
Gschauet si und freut si dra.
Schön ischt, hät uns Muetter gseit,
Wä me Liecht i's Dunkel treit!

Wie froh und dankbar sind wir doch in diesen dunkeln Zeiten fürs kleinste Licht, auch fürs Räbeliechtlein in Kinderhand!

Zum Gelingen des Werkes können wir durch eine kurze Anleitung beitragen. Hören wir einen erfahrenen Praktiker:

Eine Räbe, möglichst kugelig, wird bei der punktierten Linie durchgeschnitten, um hernach mit einem Apfelhöhlen auszuhöhlen bis zu einer Wandstärke von etwa 1 cm. Zu dünn hat den Nachteil, dass das fertige Räbenlicht sofort zusammenschrumpft. Für die Kerze macht man eine kleine Vertiefung oder benützt einen Nagel, den man von unten durch die Räbe drückt. Im ersten Fall werden einige Stearintropfen in das Loch getropft und schnell die gelöschte Kerze draufgesteckt, im zweiten Fall der Nagel erhitzt und die Kerze langsam draufgesteckt. Um das Räbenlicht aufzuhängen werden 2—3 Schnüre durch Löcher am obern Rand befestigt, am besten, indem man durch einen grossen Knopf das Zurückweichen der Schnur verhindert. 30—50 cm lang müssen diese Schnüre sein, die hernach derart an einen Stock gebunden werden, dass das Licht schön gerade zu hängen kommt. Die Kerze darf nicht zu lang sein, damit das Licht in der Räbe bleibt und die